

Im Tun liegt alle Kraft.

Lo Padi

Wenn Fische fliegen lernen

Auf neuneinhalb Metern um die Welt

© 2020 Lo Padi

Umschlag, Illustrationen, Fotos: Lo Padi, Peter Scheiblbrandner

Verlag & Druck: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

ISBN

Paperback 978-3-99110-396-7

Hardcover 978-3-99110-397-4

e-Book 978-3-99110-398-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| VORWORT | 8 |
| PROLOG..... | 9 |
| SOMMER..... | 11 |
| FEUER AN BORD | 19 |
| WASSEREINBRUCH..... | 24 |
| ZURÜCK AUF ANFANG | 29 |
| ENDLICH AUF SEE..... | 31 |
| „YOU CAN DO WHATEVER YOU WANT, SIR!“ | 37 |
| WILDE BISKAYA - ANGST UND EIN WAL..... | 48 |
| SPANIEN | 52 |
| BAIONA UND EIN DÉJÀ-VU | 56 |
| STRESS IN LISSABON | 60 |
| MADEIRA - EIN SCHEITERN..... | 63 |
| LAS PALMAS - ATLANTIC RALLY FOR CRUISERS | 66 |
| ES GEHT LOS | 69 |
| FEIERLAUNE | 79 |
| „TIBURON II, THIS IS US WARSHIP ...“ | 88 |
| KEINE LUST MEHR | 94 |
| DER SÜDSEE ENTGEGEN..... | 101 |
| ISLA SAN CHRISTÓBAL - GALÁPAGOS | 103 |
| FATU HIVA | 122 |
| „NONOS“ oder DIE FREUDEN DER SÜDSEE..... | 127 |
| ANKER AUF NACH TAHITI..... | 139 |
| TONGA UND EIN KÖNIG AUF DIÄT..... | 149 |
| KIRCHGANG | 151 |
| VON TONGA NACH FIDSCHI | 155 |

| | |
|---|-----|
| KAVAINGA, DER STERNENWEG | 162 |
| FRAU AM STEUER - UNGEHEUER | 166 |
| STREIT | 168 |
| GEWITTERSTURM UND EIN LEERER TANK | 173 |
| BRISBANE..... | 175 |
| WEIHNACHTEN IM WASCHALON | 180 |
| UNTERWEGS MIT DEM WOHNMOBIL | 182 |
| ULURU - DER SCHATTIGE PLATZ..... | 192 |
| AUSTRALISCHE OSTKÜSTE..... | 198 |
| DARWIN | 205 |
| PIRATEN UND SEESCHLANGEN | 210 |
| ANKUNFT IM PARADIES..... | 219 |
| INDISCHER OZEAN - 1.980 SEEMEILEN..... | 224 |
| RODRIGUEZ - DIE LIEBENSWERTE INSEL | 228 |
| MAURITIUS | 232 |
| RÉUNION | 235 |
| RICHARDS BAY - SÜDAFRIKA - 1.564 Meilen | 238 |
| RICHARDS BAY | 241 |
| STURM | 244 |
| VON KAPSTADT NACH ST. HELENA | 250 |
| DIE ERDE IST RUND..... | 257 |
| HORTA..... | 260 |
| EPILOG..... | 264 |
| DIE REISE IM ÜBERBLICK..... | 265 |
| DAS SCHIFF | 266 |
| DANK..... | 267 |



VORWORT

„Zitat Bobby Schenk aus YCA – Info 3/97 Besanscot an!“

Was mich an Blauwasserfahrten wie der von Lore und Peter Scheiblbrandner beeindruckt, ist die Art, wie hier seglerische Höchstleistungen ohne großes PR-Getue und vor allem ohne Geschrei nach Sponsorengeldern fast hintergründig vollbracht werden. Alles aus eigener Kraft! Neuneinhalb Meter lange Schiffe sind nämlich auf den Weltmeeren verdammt selten. Am Ruder sitzend, spürt der Skipper hautnah, wenn haushohe Wellenungetüme von achtern wenige Zentimeter unter einem mit Gebrüll durchrollen. Glaubt einer, so eine Passatroute sei eine gemütliche Spazierfahrt übers Wasser, so täuscht er sich gewaltig. Das Kap der Guten Hoffnung, Südspitze Afrika, genauer gesagt das Kap Agulhas ist unter Seeleuten berüchtigt als das „Kap der Stürme“. Prompt hat auch dort ein Jahrhundertsturm die Scheiblbrandners erwischt.

PROLOG

Unruhig wälze ich mich im Bett hin und her. Mein Mann schläft tief und fest. Vorsichtig schlage ich die Bettdecke zurück und stehe auf. Im Dunkeln taste ich mich durch das Schlafzimmer und gehe ins Bad. Nachdem ich den Lichtschalter gedrückt habe, kneife ich die Augenlider zusammen, denn es ist viel zu grell. Aus dem Spiegel schaut mir eine Frau Ende dreißig entgegen. Zerzaustes Haar und dunkle Schatten unter den Augen.

„Ich lasse mir am besten die Haare wachsen“, geht mir durch den Kopf. „Sicher die praktischste Lösung auf einem Schiff. Außerdem wollte ich schon immer lange Haare.“ Typisch weibliches Denken?

Die Digitalanzeige des Radios zeigt vier Uhr. In zwei Stunden muss ich zur Arbeit.

Nur noch fünf Monate, dann sind wir endlich frei. Aber ist mir wohl bei diesem Gedanken?

Minuten später liege ich wieder im warmen Bett. In meinem Kopf nur noch Bilder vom Leben auf einem kleinen Segelschiff. Sie wühlen mich auf.

„Kannst du nicht schlafen?“, Peter dreht sich zu mir und sucht meine Hand. Nur er kann verstehen, was mich gerade beschäftigt. Ich drücke seine Hand ein wenig zu fest und sage: „Meinst du, wir tun das Richtige?“ Seine Antwort kommt schnell und ist pragmatisch wie immer:

„Das werden wir erst wissen, wenn wir es tun.“

SOMMER

Tagebuch



6. Juni; wie schnell doch die Zeit vergeht. Jetzt sind wir schon wieder 14 Tage in Papenburg an der Ems, wo wir unser schönes Schiff gefunden haben. Schön, aber betagt. Wir haben ordentlich am Boot geschuftet und vieles erneuert, aber nun ist wohl langsam das Ziel in Sicht! Immer wieder fällt einem etwas Neues ein und auf. Wir haben nicht einmal davor zurückgeschreckt, alle 4 Fenster aus- und wieder einzubauen, da schon nach dem ersten Regen das Wasser hereinsickerte. Die Dichtungen sind 20 Jahre alt. Für das erste Fenster benötigten wir sechs Stunden, die drei restlichen schafften wir schon etwas flotter. Jetzt sind sie dicht. Gott sei Dank. Nichts ist entneroender als Feuchtigkeit im Schiff! Leider hat mein lieber „Mister 500 %“-Mann auch noch das Schiebeluk ausgebaut, was sich aber als Flop erwies. Ein Teil der Verschraubung dreht nämlich durch – und wir auch bald. Denn genau bei diesen „Bieterschrauben“ tröpfelt es immer noch. Aber auch dieses Problem werden wir lösen. Seit gestern prangt der neue Bootsname auf dem eleganten 9 1/2 Meter Rumpf des Van de Stadt Designs: TIBURON II. Ein bisschen groß ist die Schrift und auf einer Seite auch ein bisschen schief, aber gerade das ist für uns Individualität. So, nun koche ich noch etwas Feines und dann ab in die Koje.

So begann dieses Abenteuer. Wir hatten das Haus verkauft, unnützes Zeug verschenkt und nur das für uns Wertvolle behalten. Bis auf ein paar Gegenstände bei den Schwiegereltern blieben uns jene Dinge, welche wir an Bord gebrauchen konnten. Diese verstauten wir in einem winzigen Container, den wir per Bahn nach Deutschland schickten. Das war damals alles, was wir noch besaßen. Vom Schiff und von dem, was wir am Leibe trugen, einmal

abgesehen. Das war zwar ein ungewohntes, aber dennoch gutes Gefühl; erleichternd und befreiend.

Während wir in Norddeutschland an unserem Schiff arbeiteten, waren wir nicht einmal kranken- oder unfallversichert. Peter und ich bewegten uns einfach bewusster und achtsamer. An eine Rentenversicherung dachten wir nicht. Wir würden diese Jahre rasch wieder einarbeiten. Erst vor der endgültigen Abreise ließen wir uns kranken- und unfallversichern. Dabei fanden wir heraus, dass versicherungstechnisch wir Frauen viel wertvoller sind. Soll heißen: Ich musste das Doppelte meines Mannes einzahlen. Daraufhin machte ich Peter klar, welch kostbares Gut er an Bord hatte.

Der erste Törn mit der *Tiburón* sollte nach Holland gehen. Nach Delfzijl. Ganze 26 Meilen, die – man stelle sich vor – ich ganz allein steuern durfte. Natürlich war ich aufgeregt, doch der Törn verlief ohne besondere Vorkommnisse. Langsam lernten wir unser Schiffchen kennen. Nach unserer Ankunft gab es ein nicht sehr erfreuliches Essen in einer Hafenkneipe und so gönnten wir uns als Entschädigung ein Fläschchen *Château de Mornag*, dessen Inhalt wir anschließend an Bord genossen. Alle paar Stunden regnete es leicht, und nur ab und zu ließ sich die Sonne blicken. Als wir uns über das nasskalte Wetter beschwerten, meinte ein Einheimischer:

„Ach was, ihr habt richtiges Glück! Drei Sonnentage in drei Wochen. Wir nennen das ein ziemlich schönes Wetter.“

Während wir unseren Wein tranken, tropfte es über uns beständig aus einer Verschraubung im Schiebeluk. Das beunruhigte mich sehr. Von Anfang an machte mich eindringendes Wasser nervös. Was ich damals jedoch noch nicht ahnte: Noch viele Male würde es tropfen, und noch viele Male würde ich deshalb nervös sein. Es dauerte einige Monate, bis ich abgebrüht genug war, mich von undichten Stellen nicht verrückt machen zu lassen.

Auf der Fahrt nach Delfzijl schlossen wir erstmals Bekanntschaft mit Schiffsschleusen. Ich stellte mir vor, diese Anlagen seien sich öffnende Tore zu den Weltmeeren und damit zu allen von uns ersehnten Paradiesen. So verloren sie für mich etwas an Schrecken.

An einem der seltenen sonnigen Tage schleuderten wir in der Hitze des Vertäuungsgefechts die Luxusbrille eines deutschen Seglers von seiner Nase. Sie versank unwiederbringlich in den Tiefen des Schleusenwassers. Der Blick, den der Besitzer uns daraufhin zuwarf, hätte uns leicht von Bord fegen können. Der Geschädigte veranstaltete ein unglaubliches Geschrei wegen seiner kostbaren Markensonnenbrille. Das von Peter angebotene Geld ließ den aufgebrauchten Mann jedoch schnell leiser werden, um schließlich – trotz des erheblichen Verlustes – zufrieden zu schweigen. Wir nahmen uns vor, bei Segelkollegen, die Statussymbole vor sich hertrugen, künftig besonders vorsichtig zu sein.

Unser 22 Jahre altes Schiff schien uns riesig. Der Schiffsname kam aus dem Spanischen und bedeutete übersetzt „Hai“. Beide hatten wir auf kleinen Jollen segeln gelernt. Meine A-Schein-Prüfung legte ich in der legendären Segelschule von Karl Vettermann in Zell am See ab. Danach segelten Peter und ich mit einer kleinen Yacht vom Typ *Shark 24* an den schönen Küsten Kroatiens. Immerhin schafften wir dort bei Windstärke 7 und bei chaotischem adriatischem Seegang die Fahrt über den berühmten Kvarner.

Die 9 1/2 Meter der *Tiburon* war im Vergleich dazu sehr, sehr lang, und mit 3,10 Metern war sie sehr, sehr breit. Dennoch hatten wir tiefen Respekt vor noch unbekanntem nautischen Herausforderungen wie Tidenhub, Strömungen, Schleusen und Brücken. Ebenso vor der Großschiffahrt und den Anlegemanövern in den Marinas. Das sollte sich aber bald ändern, denn schnell bekamen wir ausreichend Gelegenheit zum Lernen. Peter, der gut trainierte Bergsteiger, turnte locker übers Deck, führte das Schiff souverän, und ich

vertraute seiner umsichtigen Seemannschaft zu hundert Prozent. Er war kein Draufgänger, sondern eher übervorsichtig, und das gab mir ein sicheres Gefühl. Erst viel später gestand er mir, wie viele Ängste auch er überwinden musste.

In Holland lernte ich zum ersten Mal das kennen, was man „im Päckchen liegen“ nennt. Diese Art des seglerischen Zusammenlebens an Hafenmauern war mir schon aus den Schilderungen in Büchern suspekt. In Holland manifestierte sich dieses Vorurteil dauerhaft. Der erste Segler machte an der Kai-mauer fest. Der Rest der ankommenden Boote legte sich an die Bordwand dieses armen Tropfs an. Als sich an unser zartes, schlankes Schiffchen die ersten schweren Pötte anlegten, hatten wir große Sorge, ob die *Tiburon* das aushalten würde. Zudem waren wir als innen liegende Yacht gefangen und hatten enorme Nachteile. Sämtliche außen liegende Crews trampelten über unser Schiff an Land und wieder retour. Bestenfalls leise, rücksichtsvoll und halbwegs nüchtern über den Bug – oder laut polternd und sturzbetrunken über das Heck. Dabei ließen sich neugierige Blicke ins Schiffsinnere anscheinend nur schwer vermeiden. Das war zwar gottlob selten, aber dafür umso unangenehmer.

Nach dem Wochenendausflug nach Delfzijl segelten wir mit vielen neuen Eindrücken und Erfahrungen wieder zurück nach Papenburg. Der Wind kam von achtern, und es ging zügig voran. Der breite Rumpf der *Tiburon* lag auch bei achterlicher Brise stabil im Wasser. Schöne und komfortable Aussichten für die Ozeanüberquerungen, bei denen der Wind meist aus dieser Richtung kommt.

Es war noch immer sehr kalt in Norddeutschland. Ich fror ständig. Peter indes strahlte über das ganze Gesicht, denn die erste Ausfahrt bewies: Das Schiff lief einwandfrei, war gutmütig und dennoch pfeilschnell. Wir hatten eine gute Wahl getroffen.

Wieder in Papenburg angekommen, gab es jede Menge zu tun. Bis zur endgültigen Abreise musste noch der Mast gelegt und das gesamte stehende und laufende Gut ausgetauscht werden. Wir steckten damals nach heutiger Währung insgesamt 7.000 Euro in die neue Ausstattung. Zusätzlich gab es viele Kleinigkeiten, die zu reparieren waren. Das wurde zu einem 30 Tage dauernden Full Time Job. Der gesamte Juni war verregnet, eisig kalt und das Leben an Bord ausgesprochen ungemütlich.

Zwischen Werkzeug und Material versuchte ich, aus dem Schiff ein einigermaßen gemütliches Heim zu machen. Irgendwann gewöhnten wir uns an das Chaos, die ständige Kälte und Feuchtigkeit. Da wir noch im Yachtclub Papenburg am Steg des Vorbesitzers liegen durften, konnten wir immerhin die Annehmlichkeiten wie Duschen und WC des Clubs mit nutzen. Der einzige Makel war, dass es Münzduschen waren, die nach genau einer Minute nur mehr eiskaltes Wasser in dem 12 Grad kalten Raum spendeten. Ich begann, von zu Hause zu träumen. Von endlos fließendem heißem Wasser in beheizten Bädern. Dieser Traum würde mich die kommenden drei Jahre noch öfter heimsuchen. Denn ob hier oder in der Südsee: Sauberes Wasser wurde zu einem der kostbarsten Güter dieser Reise. Noch heute, Jahre später, gehe ich mit Süßwasser achtsam um. Zur wahren Plage konnte dagegen Salzwasser werden. Vor allem, wenn es sich ins Schiffsinnere verirrte. Alles wurde und blieb durch die Salzkristalle klamm und feucht.

Inzwischen war es Juli geworden. Seit zwei Monaten lebten wir in unserem neuen Zuhause. Ich hatte es inzwischen gemütlich eingerichtet und dekoriert. Frauen brauchen das einfach. Kissen, Vorhänge und Bücher. Ein Vorrat an Lesestoff war uns besonders wichtig. Bei Peter allerdings waren es im Gegensatz zu mir ausschließlich Seehandbücher.

Die Lade des Navigationstisches war gefüllt mit über hundert original englischen Seekarten. Wie sich noch herausstellen sollte, konnte das unter

Umständen lebensrettend sein. Nur ein einziges Mal verwendeten wir während der Reise eine Kartenkopie, die uns wegen der schlechten Qualität prompt in Bedrängnis brachte.

Als es losging, war ich richtig froh. Nach all der Schufferei und Kälte endlich weg von hier. Wie geplant, besuchten uns Freunde aus Österreich, um unsere alte Klapperkiste, mit der wir nach Papenburg gefahren waren, wieder nach Hause zu bringen. Erstaunlicherweise lief der Wagen noch immer. Peters Tochter hatte gerade die Führerscheinprüfung bestanden, und nun sollte sie das Auto zum Üben bekommen. Für uns war es nur noch Ballast aus der Vergangenheit.

Vor uns lagen die Nordsee, der Atlantik, die Karibik, der Pazifik, die Südsee und der Indische Ozean. Wir freuten uns auf dieses Abenteuer. Wir waren zwar aufgereggt, hatten aber keine Angst. Dafür ängstigten sich die Zurückgebliebenen umso mehr. Wir dagegen freuten uns auf die schöne Zeit, die hoffentlich noch vor uns lag.

Es ging los. Die *Tiburón* lag abfahrbereit in einem Seitenarm der Ems in Papenburg. Hanni und ich sollten mit dem Auto nach Emden vorausfahren. Peter und Herbert waren an Bord und sollten das Schiff über die Ems zu einem vereinbarten Treffpunkt im Stadthafen von Emden bringen. Wir alle waren eingemummt in warme, wasserdichte Kleidung. Zur gleichen Zeit stöhnte man in unserer Heimat Österreich über einen Jahrhundertsommer mit unerträglicher Hitze. Wir aber zitterten vor Kälte, und es regnete in Strömen. Dennoch waren wir frohen Mutes, ohne zu ahnen, was noch auf uns zukommen würde ...

Mir schien, dass der Schleusenwärter seltsam spöttisch, zynisch oder einfach nur mitleidig lächelte. Er wusste, dass wir zu einer Weltumsegelung aufbrachen. Konnte es sein, dass er unser Vorhaben einfach nur für verrückt hielt? Dieser Mann blickte tagtäglich jenseits des Ufers auf die altherwürdige

Meyer Werft. Von hier aus starteten regelmäßig riesige Kreuzfahrtschiffe. Wegen ihres Tiefgangs wurde sogar die Ems ausgebaggert. Mit ihren enormen Ausmaßen waren sie für den Schleusenwärter ernst zu nehmender als unsere vergleichsweise winzige *Tiburon*. Doch gerade beim Anblick des zweifelnden Schleusenwärters war ich mehr denn je überzeugt davon, dass unser Schiff uns sicher und gesund um die Welt bringen würde.

Lange schauten wir unseren Männern nach. Langsam verschwanden sie aus unserem Blickfeld. Das Fahrwasser schimmerte erdig braun, und die steife Brise warf kleine Wellen auf. Vor meinem inneren Auge sah ich jedoch das herrliche Blau der karibischen See. Wir waren bereit. Lebensmittel für viele Wochen waren an Bord. Auf kleinstem Raum, ohne Überfluss und doch genug zum Leben bis zur Ankunft im Paradies. Ich war voller Zuversicht und fühlte mich frei wie selten zuvor.

Aber erst mussten die Männer die *Tiburon* auf der Ems bestenfalls segelnd oder mangels Windes unter Motor nach Emden bringen. Hanni und ich fuhren mit dem Auto vor, um im Stadthafen einen Liegeplatz zu reservieren. Zwischendurch würden wir auf den Brücken stehen, winken und fotografieren. Niemand von den anderen Zuschauern würde ahnen, wohin die Reise dieses unscheinbaren Schiffchens führen sollte.

Wir waren aufgedreht, aufgereggt und ich ein bisschen stolz. Tschüss Papenburg. Danke an den Vorbesitzer für die Hilfe und die gemütlichen Stunden mit viel Aquavit, der zugegebenermaßen einige Seemeilen voraushatte. Aber selbst dieser erfahrene Segler hielt seinen ehemaligen Besitz für nicht hochseetauglich. Für ihn war und blieb die Alpha 32 ein reiner Küstensegler.

Auch uns sollte während der Reise noch klar werden: Die perfekte Fahrtenyacht gab es nicht. Aber ein Schiff konnte sehr viel aushalten. Meistens viel mehr als die Crew. Interessant fanden wir allerdings, dass Menschen, die bereits zum zweiten oder dritten Mal mit immer größeren Schiffen um die Welt

segelten, noch immer von ihrer ersten kleinen Yacht schwärmten. Größe ist nicht unbedingt ausschlaggebend. Auch ich segle heute noch lieber auf kleineren Yachten. Sie sind einfacher zu handhaben, und ich fühle mich verbundener mit dem Schiff. Letztendlich hat aber jeder seine persönlichen Vorstellungen und lobt die eigene Yacht als die Beste. *„Jedem Lapp'n g'fällt sei Kapp'n und mir auch mein Hut“*, sagen wir Österreicher.



FEUER AN BORD

Da standen wir nun auf der Jann-Berghaus-Brücke über der Ems und hielten Ausschau. Aber da kam nichts entlang, was auch nur annähernd unserer *Tiburón* ähnlich sah. Wir schauten und schauten und schauten. Manchmal kam es uns vor, als sähen wir in der Ferne ein ähnliches Schiff, aber immer bog dieses in einen Seitenkanal der Ems ab.

Wir starrten weiter auf den Fluss. Nichts. Keine *Tiburón*. Waren wir zu spät? Doch so schnell konnten selbst die Männer nicht unterwegs sein. Wir begannen, uns Sorgen zu machen. Damals gab es noch keine Mobiltelefone, und wir konnten nicht einfach schnell mal anrufen, um die heutzutage übliche erste Frage zu stellen: „Wo seid ihr?“ Was sollten wir nur machen? Wir hatten keine Verbindung zu unseren Männern, aber wir mussten eine Entscheidung treffen. Wir beschlossen, weiter nach Emden zu fahren. Vielleicht hatten wir sie nur verpasst. Doch leider beschlich mich ein beunruhigendes Gefühl, was in der Regel nichts Gutes zu bedeuten hatte.

Schließlich kamen wir in Emden an. Der Regen war schwächer geworden, und wir hielten wieder Ausschau. Doch auch hier war nichts zu entdecken. Keine *Tiburón*, keine Männer.

Falsch. Es kamen doch Männer, auffallende Männer, Männer in Uniform – in Polizeiuniform, um präzise zu sein. Es war schon komisch. Wieder hatte ich dieses beunruhigende Gefühl, und das sagte mir: Die beiden haben es auf uns abgesehen. Die Uniformierten kamen tatsächlich auf uns zu. Ich blickte hinter mich, aber da waren nur Hanni und ich. Einer der Männer fragte: „Sind Sie aus Österreich?“ Ich: „Ja, warum?“ Gerne hätte ich gereizt geantwortet: „Na und ist es verboten, als Österreicherin in Emden herumzustehen?“ Natürlich sagte ich das nicht. Anstatt Gereiztheit an den Tag zu legen, schien es mir im Moment klüger zu sein, erst einmal abzuwarten, was die deutsche

„Obrigkeit“ von uns wollte. Außerdem spürte ich, dass etwas passiert sein musste.

Plötzlich bekam ich es mit der Angst zu tun. Auch Hannis Mine wirkte besorgt. „Sie heißen Scheiblbrandner?“, fragte einer der Polizisten. Ich schluckte: „Ja, warum?“ „Ihre Männer hatten einen Brand an Bord ihrer Yacht. Sie sitzen in der Schleuse von Leer fest.“

Brand? Panik stieg in mir hoch. „Was genau ist passiert? Sind unsere Männer verletzt?“

„Soweit wir es wissen, ist das Schiff nicht mehr zu manövrieren, aber die Männer sind wohlauf.“

Das war wenigstens etwas Positives. Aber was war mit dem Schiff? ‚Ist dies das Ende unserer Reise?‘, fragte ich mich verzweifelt. Vor meinem geistigen Auge packten Peter und ich schon wieder die paar Habseligkeiten, die uns noch geblieben waren, und kehrten reumütig zu unseren Familien zurück. Ich hörte sie schon sagen: ‚Schnapsidee! Haben wir aber gleich gewusst. Die Welt umsegeln in einer Nusschale. Aber Hauptsache, euch ist nichts passiert.‘ Letzteres sagen sie alle. Immer.

Doch die Erleichterung anderer interessierte nun mal keinen, dessen Lebenstraum gerade abgebrannt war. Da gab der ostfriesische Polizisten-Döspaddel noch einen drauf: „Jo, jo, die Österreicher. Die sollten halt tu Hus in ihren Bergen bleiben, da kennen sie sich mal besser aus!“ Mehr brauchte ich nicht. Was bildete sich dieser Hammel ein? Vermutlich selbst noch keine Meile gesegelt, aber lästern. Einzig mein österreichisches Gemüt bewahrte mich vor einem größeren Ausbruch.

„In Ordnung“, sagte ich, „können Sie uns bitte sagen, auf welcher Straße wir schnellstens nach Leer kommen?“

Ich musste sofort wissen, was genau geschehen war.